

Rita Schäfer

Afrikanische und afro-amerikanische Feminismen

Nnaemeka, Obioma (ed.): Sisterhood, feminisms, and power: From Africa to the diaspora, Trenton 1999 (Africa World Press, \$29.95, 630 Seiten)

Im Mittelpunkt dieses umfangreichen Sammelbandes steht die Pluralität afrikanischer Feminismen. In einzigartiger Form werden unterschiedliche theoretische Konzepte, Erfahrungen der Frauenbewegungen in afrikanischen Ländern sowie die Verortung afro-amerikanischer Feministinnen in der globalisierten Welt einer interessierten LeserInnenschaft zugänglich gemacht.

Die Grundlage hierzu bot die erste Konferenz „Women in Africa and the African Diaspora“, die 1994 in Nsukka, einer Stadt im Süd-Osten Nigerias, stattfand. Auf diese Weise schuf die bedeutende nigerianische Literaturwissenschaftlerin Obioma Nnaemeka, die seit vielen Jahren an amerikanischen Universitäten unterrichtet, ein Diskussionsforum für Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Disziplinen, für politisch engagierte Frauen aus West-, Zentral- und dem südlichen Afrika sowie aus der afro-amerikanischen Diaspora. Erstmals wurde damit eine Brücke zwischen den feministischen Debatten in den Literatur- bzw. Sozialwissenschaften und den politischen Akteurinnen geschlagen.

Mit der Ausrichtung der Konferenz im ländlichen Igbo-Gebiet begibt sich Obioma Nnaemeka zurück zu ihren eigenen Ursprüngen. Durch eine sehr akzentuierte Symbolik gelingt es ihr, in der programmatischen Einleitung, die auch ihre Eröffnungsrede zur Konferenz dokumentiert, unterschiedliche Standpunkte als Basis einer konstruktiven Diskussion zu veranschaulichen: Jede Frau fährt auf einem Boot über Gewässer und Meere. Manchmal kreuzen sich die Wege; Erfahrungen und Erkenntnisse werden ausgetauscht, dann werden die Reisen in alle Richtungen eigenständig fortgesetzt. In dieser Versinnbildlichung reflektiert Obioma Nnaemeka die Geschlechterkonzepte, mit denen sie in der Igbo-Gesellschaft Süd-Ost-Nigerias sozialisiert wurde. Das Spannungsverhältnis von Autonomie und Gegenseitigkeit kennzeichnet die Lebenssituation und das Selbstverständnis der Igbo-Frauen, die bereits in vorkolonialer Zeit als Händlerinnen ihre ökonomischen Interessen verfolgten und dazu in einem hohen Maße mobil waren, u. a. mit Booten auf dem Nigerfluss. Gemeinsame Proteste gegen Rechtsbrüche, Respektlosigkeit der Männer und kolonialpolitische Eingriffe in den Handel begleiteten ihre Geschichte. Darüber hinaus spielten Wassergöttinnen bzw. weibliche Wassergeister in ihrer traditionellen Religion

eine wichtige Rolle. Angesichts der Tatsache, daß im Kontext des transatlantischen Sklavenhandels viele Menschen aus Süd-Nigeria nach Amerika verschleppt wurden und dabei lokale Glaubensvorstellungen und Geschlechterkonstrukte in die neue Welt mitbrachten, hält die Herausgeberin diese Symbolik für geeignet, die unterschiedlichen Positionen, aber auch den Dialog zwischen afrikanischen und afro-amerikanischen Feministinnen zu veranschaulichen.

Die Pluralität feministischer Positionen und unterschiedliche Akzentuierungen, die einzelne Vertreterinnen in Bezug auf das Spannungsverhältnis von Mutterschaft und Sexualität vornehmen, vergleicht Obioma Nnaemeka mit dem schillernden Farbspektrum eines Regenbogens, einem angesichts der lebensspendenden Bedeutung des Regens in ländlichen Gebieten Afrikas sehr eindrücklichen Symbol. Zum Verständnis der gegensätzlichen Ansätze fordert sie die Auseinandersetzung mit den sozio-ökonomischen Kontexten und den lokalspezifischen Eigenheiten des gesellschaftlichen Wandels, in dessen Rahmen einzelne Perspektiven entwickelt wurden.

Diese zeitliche und räumliche Einordnung der Standpunkte wird dadurch erleichtert, daß zahlreiche der insgesamt einundvierzig Beiträge des Bandes von nigerianischen und südafrikanischen Feministinnen geschrieben sind, die sich den historischen und regionalen Faktoren, die die Geschlechterdifferenzen und die Ziele von Frauenorganisationen prägen, intensiv widmen. Ihr gemeinsames Kennzeichen ist, daß feministische Konzepte in ihren Ländern sehr stark aktionsorientiert ausgerichtet sind und sich nicht mit bloßen Analysen von Ungleichheiten zufrieden geben.

So erläutert Ifeyinwa Iweriebor, Journalistin und Gründungsmitglied zahlreicher nigerianischer Frauenorganisationen, in ihrem persönlich gehaltenen Bericht, wie wichtig es für die Arbeit der Zusammenschlüsse ist, auf lokale Selbstbilder und Rollenkonzepte ihrer Mitglieder aufzubauen, beispielsweise auf den großen Einfluß von Frauen als Schwestern in den Verwandtschaftssystemen der Igbo. Auch heute noch kann diese Identitätsbasis im sozialen Bereich eine Grundlage für den Aufbau von gesellschaftsverändernder Verhandlungsmacht sein. Die zahlreichen individuellen Vorgehensweisen der Frauenorganisationen bewertet Ifeyinwa Iweriebor als Chance, unterschiedliche Interessen von Frauen mit gegensätzlichen sozialen Hintergründen zu realisieren. Damit verbundene Konkurrenzprobleme könnten durch den Austausch von unterschiedlichen Aktionsstrategien überwunden werden. Die dabei geforderte Kompromißbereitschaft und das Verhandlungsgeschick werden jedoch durch die politischen Rahmenbedingungen drastisch beeinträchtigt.

Die Wirtschaftswissenschaftlerin Glo Chukukere fragt nach, wie in diesem Rahmen die koloniale und nachkoloniale Frauenmarginalisierung überwunden werden kann, zumal dazu rechtliche, ökonomische und politische Schritte notwendig sind. Obwohl die staatliche Politik rigide Handlungsbe-

schränkungen auferlegt, versuchen Basisorganisationen und Frauennetzwerke auf unterschiedlichen Ebenen die Machtverhältnisse zu transformieren.

Der antikoloniale Widerstand von Frauen ist auch im Beitrag der Dramaturgin Zulu Sofala eine zentrale Schlüsselkategorie für politische Forderungen, wie die Verbesserung der Frauenbildung. Als Gründungsmitglied des nigerianischen Schriftstellerinnenverbandes versucht sie, am Wandel der Selbstbilder von Frauen und der Neugestaltung der Geschlechterverhältnisse mitzuwirken. Zur Würdigung von Flora Nwapa, der ersten afrikanischen Autorin, deren Romane in einem englischen Verlag erschienen sind, ist ihr Beitrag über kreatives Schreiben von Frauen postum in den Sammelband aufgenommen. Sie betont in ihrem transformativen Ansatz die Bedeutung der Frauenbildung, aber auch des schriftlichen Ausdrucks von Frauen. Daher gründete sie den ersten Verlag für Schriftstellerinnen in Afrika. Ihren Kritikern wirft sie vor, daß sie die Vielfalt ihres Werkes auf wenige Themen reduzieren, z.B. die Unfruchtbarkeit von Frauen, und damit Fragen zur Geschichte, Religion und Ökonomie ausblenden, die Flora Nwapa in ihren Romanen aufgreift, um das Verantwortungsbewußtsein und die Produktivität von Frauen zu würdigen.

Ökonomische Stärke ist auch im Aufsatz der südafrikanischen Historikerin Julia Wells eine Schlüsselkategorie, denn sie zeigt auf, daß die wirtschaftlichen Leistungen von Frauen und ein sehr eigenes Verständnis von Mütterlichkeit die Basis für gemeinsame politische Proteste in Südafrika zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildeten. Gertrude Fester, Anti-Apartheids-Kämpferin und Vertreterin der neuen ANC-Regierung, bewertet die Differenzen zwischen südafrikanischen Frauen als Erbe der Apartheid und illustriert die komplexen sozio-kulturellen und wirtschaftspolitischen Herausforderungen, mit denen Netzwerke, wie die nationale Frauenkoalition, die Anfang der 1990 an der Formulierung einer geschlechtergerechten Verfassung beteiligt war, nun konfrontiert sind. Der intensive Dialog und Erfahrungsaustausch von politisch engagierten Frauen, Wissenschaftlerinnen und Entwicklungsplanerinnen bildet dafür eine wichtige Grundlage.

Die südafrikanische Gesundheitsexpertin Lumka Funani hebt hervor, daß in der Diskussion über Geschlechterkonzepte die konkrete Verbesserung der Lebensrealität von Frauen, z.B. im wirtschaftlichen und medizinischen Bereich, einen zentralen Stellenwert haben sollte. Dabei plädiert sie für einen eigenen Weg afrikanischer Frauen, Dominanzverhältnisse zu überwinden. Trotz konträrer Meinungen über die Maßnahmen zur Umverteilung von sozio-ökonomischen Privilegien stimmen die südafrikanischen Autorinnen darin überein, daß alle Beteiligten gefordert sind, gemeinsame Positionen zu formulieren und Allianzen aufzubauen, die das spezifische Zusammenwirken von Differenzkategorien wie Rasse, Klasse und Geschlecht konstruktiv aufarbeiten.

Diese Gradwanderung versucht auch Betty Welz zu vollziehen, die als eine der wenigen Südafrikanerinnen britischer Herkunft viele Jahre im ANC mit-

wirkte und die Geschlechterstereotypen in der weißen Gesellschaft vehement kritisiert.

Dem konfliktgeladenen Spannungsverhältnis zwischen dem Kampf gegen Diskriminierung und der Überwindung der Geschlechterhierarchien widmen sich auch die afro-amerikanischen Autorinnen. Sie mahnen zur Skepsis gegenüber Konzepten, die von US-amerikanischen Intellektuellen entwickelt wurden und tendieren dazu, afrikanische Ansätze für ihre Lebensrealität und Problemlage umzuformulieren. Die Anerkennung der Mutterschaft als Kriterium, das die Geschlechterkonstruktion wesentlich prägt, und die sehr schmerzliche Zerrissenheit ihrer Identität ziehen sich durch alle Beiträge der afro-amerikanischen Autorinnen, wie der Kulturkoodinatorin Nkechi Ajanaku und der Soziologin Femi Ajanaku. Während sie von Erfahrungen mit Frauenprojekten in Tennessee berichten, konzentriert sich die Psychologin Dé Bryant in ihren Aktionsforschungen auf den Widerstand afro-amerikanischer Jugendlicher gegen Rassismus. Das Besondere an ihrem Konzept ist der Aufbau von Kontakten zwischen Jugendlichen in Michigan mit jungen NigerianerInnen, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufzuarbeiten.

Obwohl Afrika als Ort der Herkunft und als konstruierter Mythos des eigenen Ursprungs im Denken afro-amerikanischer Frauen einen großen Stellenwert hat, gehen jedoch nur wenige den Weg, den die jamaikanische Medienexpertin Jamiila Cushnie-Mnyanga eingeschlagen hat. In sehr ehrlicher Weise illustriert sie die Irritationen bei der 'Rückkehr' auf den afrikanischen Kontinent. Wenngleich sie sich aus persönlichen Motiven entschieden hat, sich in Tanzania niederzulassen, setzt sich dort ihre Identitätssuche doch fort. Mühsam und konfliktgeladen ist ihre zweite Sozialisation in die dortige Gesellschaft.

Das Eingeständnis der kulturellen Differenz und deren selbstkritische Aufarbeitung zeichnet nicht nur diesen Beitrag aus, sondern zieht sich als Leitlinie durch alle Aufsätze. Neben der Konzeption einer aktionsorientierten Geschlechterforschung bietet auch dieses Selbstverständnis Impulse für die europäischen und us-amerikanischen *gender*-Debatten. Wünschenswert wäre es, wenn viele Leserinnen Obioma Nnaemeka auf ihrer Reise durch die schillernden Farben des Regenbogens – also den vielschichtigen Facetten der Feminismen – folgen würden. Denn das Buch vermittelt einen Einblick in die sehr eigenen Vorstellungen afrikanischer und afro-amerikanischer Frauen und ihre unterschiedlichen Argumentationen.

Neriman Bayram

Musliminnen in der globalisierten Welt

Ruth Klein-Hessling, Sigrid Nökel und Karin Werner (Hrsg.): Der neue Islam der Frauen. Weibliche Lebenspraxis in der globalisierten Moderne – Fallstudien aus Afrika, Asien und Europa, Bielefeld 1999, (transcript Verlag, 48 DM, 316 Seiten).

Die Idee, eine Untersuchung zum „weiblichen Islam in der Moderne“ (S. 9) zusammenzutragen, entstand für die Herausgeberinnen im Mai 1998 bei einer Sektionstagung der Religionssoziologie an der Universität Bielefeld. Herausgekommen ist ein empirisch orientierter interdisziplinärer Sammelband, zu dem Wissenschaftlerinnen aus dem In- und Ausland beigetragen haben.

Der einleitende Aufsatz der Herausgeberinnen schwankt zwischen einem Vorwort und der theoretischen Skizze eines eigenen analytischen Zugangs zum Thema. Ins Zentrum stellen sie die Frage, wie sich Musliminnen unter den Bedingungen von Globalisierungsprozessen in alltagsweltlichen Kontexten als Individuen und Gruppen konstituieren und positionieren. Statt weltumspannender ökonomischer Strukturwandlungen sollen in den einzelnen Beiträgen „die vielfältigen Formen weiblicher Mikropolitiken“ erfaßt und verglichen werden, „die sich an vielen verschiedenen Orten unter den Bedingungen von Globalität in Referenz auf den Islam entfalten“ (S. 14). Vor allem die Thesen des Globalisierungstheoretikers Roland Robertson geben die Zielrichtung der Fragestellung an. Robertson verwirft die Prophezeiung einer Art McWorld-Instant-Kultur und versteht Globalisierung als einen hochgradig dialektischen Prozeß, in dem sich globale und lokale Formen der Vergemeinschaftung zunehmend miteinander verknüpfen und gegenseitig bedingen. Diese Dialektik zwischen universalen und partikularen Strukturen konstatieren die Herausgeberinnen sowohl für soziale Beziehungen und Strukturen in „verschiedenen islamischen Räumen“ als auch für die Konstitution kultureller Identitäten (S. 12f).

Dem Einleitungsbeitrag folgen 13 empirische Fallstudien, die im „globalen Raum des Islam“ – in diesem Fall in Europa, Asien und Afrika – durchgeführt wurden. Obschon der Sammelband nicht in einzelne Teile gegliedert ist, bietet es sich an, bei der Besprechung der von den Herausgeberinnen vorgeschlagenen Einteilung in vier verschiedene gesellschaftliche „Kontexte“ (S. 15ff) zu folgen, in denen „weibliche Mikropolitiken“ untersucht werden sollen: einen westeuropäischen, einen postkommunistischen und einen islamisch dominier-

ten Kontext, wobei bei letzterem nochmals zwischen urbanen und dörflichen Strukturen unterschieden wird.

In den fünf Beiträgen von Monika Salzbrunn, Nancy Venel, Helma Lutz, Gerdien Jonker und Sigrid Nökel gilt das Hauptaugenmerk denjenigen Migrantinnen der zweiten Generation in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland, die sich dem Islam zuwenden. Untersucht werden vor allem Frauen, die zur sozial aufsteigenden Gruppe der 'Bildungsinländerinnen' gehören. Es geht also nicht um marginalisierte 'Ghetto-Jugendliche' oder unqualifizierte Arbeiterinnen, die seit Anfang der 70er Jahre ein beliebtes Objekt sozialwissenschaftlicher Untersuchungen sind, sondern um junge Frauen, die sich in der Ausbildung (Lehre oder Studium) befinden oder diese abgeschlossen haben. Anhand von Interviews, Fallbeispielen, biographischen Erzählungen und in den Medien geführten Diskussionen um die Kopftuchfrage werden Erfahrungen, Positionierungen und Identitätsbildungen junger Migrantinnen rekonstruiert und analysiert.

Mit auf die Dauer etwas ermüdender Übereinstimmung diagnostizieren die Untersuchungen (S. 136/152 etc.) eine „neue weibliche islamische Identität“, die sich im Spannungsfeld von Ethnisierung, Assimilation und Emanzipation in der Migration bilde. Die betreffenden Frauen wenden sich demnach einem „fortschrittlichen, rationalen und universalistischen Islam“ zu und setzen sich dabei bewußt von dem traditionellen und oberflächlichen Glauben der 'unaufgeklärten' Elterngeneration ab. Sie konstituieren sich als ein „islamisches Moralsubjekt“ (Nökel, S. 125) und erzielen „Macht- und Legitimationsgewinne“ innerhalb ihrer Herkunftsfamilie. Gleichzeitig untergraben sie Assimilationsforderungen von außen und fordern als „selbstbestimmte Persönlichkeiten“ Anerkennung und Sichtbarkeit in der Gesellschaft (Nökel, S. 135ff).

Für KulturwissenschaftlerInnen, die Interesse an der theoretischen Auseinandersetzung mit Identitätskonzepten haben, sind die Beiträge von Helma Lutz und Sigrid Nökel zu empfehlen. In Anlehnung an postkoloniale Konzepte wie Stuart Halls „Hybridität“ und an poststrukturalistische Theoreme wie Donna Haraways „*situated knowledge*“ (Helma Lutz) sowie an Foucaults diskursanalytische Konzeptualisierung der „Technologien des Selbst“ (Sigrid Nökel) versuchen sie in ihren Beiträgen, interkulturellen Subjektbildungen, Handlungen und Ambivalenzbeziehungen auf die Spur zu kommen.

Ein ähnlicher Typus der „neuen islamischen Frau“ wie bei den Migrantinnen tritt im Zuge der islamistischen Bewegung auch in urbanen Metropolen der Länder mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung wie Kairo, Istanbul, Beirut und Jakarta in Erscheinung. Die Beiträge von Barbara Pusch, Refika Sariönder, Ursula Klaes und Karin Werner untersuchen eine neue soziale

Gruppe von urbanen Islamistinnen, die sich von volkstümlichen Deutungen und Praktiken ablösen, Anspruch auf Bildung und Berufstätigkeit erheben, sich politisch engagieren und ihre Anschauungen in der Öffentlichkeit (Universität, islamische Frauenzeitschriften etc.) vertreten. Überwiegend stellen die Autorinnen fest, dass die neuen Islamistinnen, auch als „religiöse Avantgarde“ betitelt (Karin Werner S. 273), mit ihrem Lebensstil zu einem Wandel in den Geschlechterbeziehungen beitragen. Der neue intellektuelle Frauentyp rekurriert dabei auf lokale kulturelle Werte (Refika Sariönder) genauso wie auf universale Werte wie Demokratie (Barbara Pusch), Identität und Selbstbestimmung (Karin Werner).

Wie unterschiedlich sich die einzelnen Autorinnen mit der Frage nach der islamischen Identität von Frauen beschäftigen, zeigen die Beiträge von Karin Werner und Ursula Klaes. Während Werner in ihrer Fallstudie jede kleine Veränderung in den Alltagshandlungen einer ägyptischen Studentin, die sich dem Islamismus zugewendet hat, registriert, mit soziologischen Termini definiert und mikrosoziologisch analysiert, bis wir am Ende den Inbegriff einer Islamistin vorgeführt bekommen, versucht die Islamwissenschaftlerin und Ethnologin Klaes in ihrem Beitrag über Frauen in der schiitischen islamistischen Bewegung *Hizb Allah*, die Sicht der Islamistinnen selbst nachzuzeichnen. Weniger theoretisch fundiert, aber dafür vertrauter mit der islamischen Kultur und Geschichte, geht Klaes in den Frauenzentren und Kulturinstituten der *Hizb Allah* dem nach, was die Frauen in ihrem Selbstverständnis als Islamistinnen wollen: Sie möchten Bildung sowohl in religiösen als auch in säkularen Wissensbereichen erwerben und fordern die Berufstätigkeit der Frauen in allen Bereichen der Gesellschaft.

Zwei der interessantesten Beiträge gehen der Fragestellung der Publikation in einem dritten „Kontext“ nach. Hier rücken dörfliche Räume in den Mittelpunkt, in denen sich lokale islamische Lebensformen unter dem Einfluß von kulturellen Elementen transformieren, die geographisch und sozial ganz anderswo liegen. Wer sich über transkulturelle Kommunikations- und Lebensformen von Islamistinnen informieren will, wird sicherlich mit Gewinn den Beitrag von Anja Peleikis lesen. Anhand von Fallbeispielen schiitischer Bewohnerinnen und Aktivistinnen islamistischer Bewegungen eines „globalisierten Dorfes“ in Südlibanon, die mittels Telefon, E-Mail, Audiokassetten und selbstproduzierten Videoaufnahmen ihre ausgewanderten Verwandten an der Elfenbeinküste virtuell am täglichen Dorfgeschehen teilnehmen lassen, zeigt sie, wie sich „translokale Identitäten auf globaler Ebene konstituieren“ (S. 20-8ff).

Ruth Klein-Hessling dagegen macht anhand der Trauerzeremonie in einem nordsudanischen Dorf anschaulich, wie lokale Traditionen mit einem glo-

balen islamischen Diskurs konkurrieren und dabei Kompetenzstreitigkeiten und Asymmetrien innerhalb der Frauengemeinschaft entstehen.

Den „postkommunistischen Kontext“ untersucht schließlich nur ein einziger Beitrag. Hier befürchtet Elisabeth Allès Macht- und Kompetenzverschiebungen zum Nachteil muslimischer Frauen, die spirituell tätig und traditionell für die Verwaltung der Moscheen zuständig sind, seit China arabischen Golfstaaten die Unterstützung von islamischen Instituten erlaubt, die Männern vorbehalten sind.

Auch wenn der Sammelband für diejenigen, die sich mit der Materie auskennen, keine grundlegend neuen Einsichten und Perspektiven eröffnet, bietet er doch eine Fülle von interessantem und neuem Anschauungsmaterial. Seit Anfang der 90er Jahren erscheinen (insbesondere auch im feministischen Spektrum) Studien über Islamistinnen, die – wie z.B. Ursula Klaas in ihrem Beitrag betont – in zwei Richtungen polarisiert sind: Entweder verändern die Islamistinnen demnach durch ihr öffentliches Engagement die Beziehungen zwischen Mann und Frau grundlegend oder sie konservieren ganz im Gegenteil Geschlechterhierarchien und sind instrumentalisierte Opfer für die Sache der Männer. Die meisten Beiträge im Sammelband tendieren in ihren Urteilen eher zur ersten Version, erfassen aber auch die Widersprüchlichkeit weiblicher Mikropraktiken. Positiv ist auch anzumerken, das die „transdisziplinären“ Fallstudien vereinheitlichende Verallgemeinerungen wie ‘die Islamistin’ oder ‘der Islam’ vermeiden. Auch wird deutlich, das weder Islamismus noch Islam als bloßer Gegenentwurf zur Moderne begriffen werden kann, sondern in seiner Spezifik innerhalb der modernen Globalisierungsprozesse verstanden werden muß.

Was das Spektrum der präsentierten Fallstudien angeht, fällt auf, das nur Islamistinnen, und zwar aus sozial aufsteigenden oder mittleren Schichten der Gesellschaft, in den Mittelpunkt rücken und andere Gruppen, wie traditionelle Musliminnen und Arbeiterinnen unterrepräsentiert sind. So bleibt die Frage unbeantwortet, wie die verschiedenen Gruppen je spezifisch von Globalisierung betroffen sind. Unbefriedigend ist auch die Tatsache, das die vier gesellschaftlichen „Kontexte“ ganz unterschiedlich viel Raum einnehmen – während der europäische Kontext breit behandelt wird, kommt besonders der „postkommunistische“ zu kurz.

Daß die Herausgeberinnen bei der Transliteration des Arabischen und Türkischen unter Berufung auf Interdisziplinarität Fehler in Kauf genommen haben, finde ich nicht akzeptabel. Zur kulturwissenschaftlichen Forschung gehört auch die korrekte Übertragung kultureller Begriffe.

Roswitha Badry

Zwischen Selbst- und Fremdbestimmung: Der schwierige Balance-Akt von Kairiner Studentinnen

Karin Werner: *Between Westernization and the Veil: Contemporary Lifestyles of Women in Cairo*, Bielefeld 1997 (transcript, 302 Seiten, 58,-- DM)

Die vorliegende Studie von Karin Werner basiert auf ihrer Dissertation aus dem Jahre 1995, die im Rahmen des Graduiertenkollegs „Markt, Staat, Ethnizität. Kulturelle und soziale Dimensionen von Grenzen und Marktintegration“ an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld entstanden ist. Im Mittelpunkt stehen die Auswirkungen der seit den 70er Jahren verstärkten Weltmarktintegration Ägyptens auf die Lebenssituation mittelständischer Studentinnen in Kairo. Die vermehrte Hinwendung zu islamistischen (d.h. islamisch-fundamentalistischen) Kulturmustern, besonders unter Universitätsstudentinnen, ist mehrfach in der westlichen Literatur registriert worden; empirische Studien zu Alltagsleben, sozialem Handeln, sozialer Interaktion und zu Selbst- und Fremdbeschreibungen der beteiligten Akteure sind trotz der Literaturflut zum Phänomen des islamischen Fundamentalismus seit 1979 Mangelware.¹ Unter Einbeziehung der soziokulturellen Dimensionen von Schicht, Geschlecht und Alter behauptet Karin Werner, die verschiedenen Bereiche der Wir-Gruppenprozesse und Dispositionen der sozialen Akteure differenzierter zu analysieren und so einen neuen Erklärungsansatz für den Erfolg des Islamismus zu bieten. Im Unterschied zu Macleod werden nicht nur (arbeitende) Frauen aus der unteren Mittelschicht berücksichtigt, sondern unterschiedlich situierte Studentinnen. Letzteres soll der ökonomischen und kulturellen Heterogenisierung der Mittelschicht seit den 70er Jahren Rechnung tragen. Islamisch orientierten Milieus werden zudem westlich-modernistisch ausgerichtete Kreise gegenübergestellt.

Nach der knappen Einleitung widmet sich die Verfasserin in Kapitel 2 dem Forschungsstand und den für die Erforschung des Alltagslebens relevanten theoretischen Konzeptionen und Methoden. Mit Kritik an der bisherigen Forschung hält Werner sich dabei nicht zurück; dies ist mit Blick auf die folgenden Ausführungen und auf die ausgewählte Literatur (einige wichtige Studien bleiben ungenannt,² darunter arabischsprachige Erhebungen und Monographien,³ zwischen Sekundär- und Tertiärliteratur wird zuweilen nicht unterschieden) überzeichnet. Die historischen Rahmenbedingungen, die Folgen der Infitah-(‘Öffnungs-’)Politik Ägyptens, werden in Kapitel 3 behandelt. Der Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung neuer Identitäten zwischen Ost und

West. Die politische und ökonomische Neuorientierung Ägyptens seit Sadat korrespondierte mit der Konstituierung neuer kultureller Formen und Identitätsmuster. Die Öffnung implizierte zum einen die Integration Ägyptens in den Weltmarkt und den Aufbau verstärkter Wirtschaftsbeziehungen zu den westlichen Industriestaaten, zum anderen die Integration in die „New Arab Social Order“, die durch die wirtschaftliche Vormachtstellung der arabischen Golfstaaten, vor allem Saudi-Arabiens, geprägt ist. Die damit verbundenen Identitätsmuster wurden u.a. über Angebote auf dem Markt, über Medien, Tourismus und Arbeitsmigration vermittelt. Die verstärkte Weltmarktintegration und die neuen Orientierungen bewirkten die Vertiefung der Kluft zwischen Schichten, Generationen und Geschlechtern. Der ägyptische Staat versuchte eine den veränderten Bedingungen Rechnung tragende hybride nationale Identität zu fördern, welche islami(sti)sche, lokale (traditionalistisches und pharaonisches Erbe) und westlich-modernistische Komponenten enthält.

Im empirischen Teil (Kapitel 4-8) wird der Frage nachgegangen, welche Rolle die verschiedenen kulturellen Modelle im Alltagsleben von Kairiner Studentinnen spielen. Ausgangspunkt der Feldforschung war die Fakultät für Sprachen an der 'Ain Shams-Universität. Die Interviews und Beobachtungen von September 1992 bis Juli 1993 fanden auf dem Campus, in den Wohnungen der Familien der Studentinnen und an verschiedenen öffentlichen Plätzen bzw. Privatwohnungen im Stadtzentrum statt, wo die Studentinnen ihre Freizeit verbrachten. Der Campus wird als Schauplatz des kulturellen Wettbewerbs beschrieben, der sich hauptsächlich zwischen den gemischt(geschlechtlich)en Studentengruppen und den religiösen Mädchengruppen abspielt. Letztere zeichnen sich durch eine mehr oder weniger weitgehende Verschleierung aus. Die meisten allerdings tragen nur ein unterschiedlich ausfallendes Kopftuch (sog. *muhaghabat*). Als dritten „Gruppentypus“ macht die Autorin Studentinnen aus, die zwischen den sozialen Positionen manövrieren. Die Sprachenfakultät hat wegen ihrer kleinen Zahl an Studierenden, strenger Aufnahmebedingungen und guter Berufschancen ein relativ hohes soziales Profil. Sie ist weit davon entfernt, ein Bollwerk des Islamismus zu sein. Warum sich die Verfasserin deswegen gerade für dieses eher atypische Studierenden-Milieu entschieden hat, läßt sich nur erraten. Sie nennt lediglich die „globale Offenheit“ der „Alsun“-Fakultät als Vorteil für ihre Recherchen (S. 68). Anhand von vier Fallbeispielen wird das soziale Leben der Mitglieder der erwähnten Studentengruppen außerhalb der Fakultät betrachtet. Die Namen der Interviewpartnerinnen, damals zwischen 18 und 21 Jahren alt und unverheiratet, wurden auf deren Wunsch abgeändert: 1. Zunächst wird „Jihan“ vorgestellt, die für Werner wohl wichtigste Person, da über sie die meisten anderen Kontakte hergestellt wurden; ihr soziales Umfeld wird am ausführlichsten behandelt. Sie steht für die Studentinnen, die sich infolge einer psychischen Krise, die vornehmlich aus den widersprüchlichen Erwartungen des Elternhauses und denen der ge-

mischten Studentengruppe resultierte (Grenzen der Kompatibilität zwischen „Sittsamkeits-“ und „Erotisierungs-Diskurs“), für eine Neuorientierung am islamistischen Kulturmodell entschieden hat. Äußeres Erscheinungsbild, Lebensstil, Freundeskreis und Freizeitgestaltung haben sich entsprechend radikal verändert. 2. „Sanaya“ repräsentiert die modernistische gemischte Jugendkultur der oberen Mittelschicht, die sich infolge materieller Unabhängigkeit und der Freiheiten, die ihr die Eltern gestatten, ganz den modernen westlichen Vergnügungen hingeben kann. 3. „Afaf“ kommt aus der unteren Mittelschicht, für welche die Wahrung traditioneller Familien- und Nachbarschaftsbindungen neben guter Ausbildung für die Zukunftsplanung ausschlaggebend ist. 4. „Hent“ ist Mitglied der „islamistischen Subkultur“, die sich als Teil einer sozio-religiösen Vorhut begreift.

Die Quintessenz ist ernüchternd: Geschlechterkomplementarisierende und -segregierende Modelle, welche über Staats- und Marktinstitutionen vermittelt werden, gewinnen an gesellschaftlicher Bedeutung. Keine der konkurrierenden Orientierungen, weder die gemischtgeschlechtliche Jugendkultur noch die islamistische Orientierung, pocht auf die Gleichheit der Geschlechter und damit auf das Recht der Frauen, ihre Rolle in der Öffentlichkeit wahrzunehmen. Die unterschiedlichen Strategien der Frauen greifen nur bedingt und bleiben ambivalent. Die Vertiefung der Geschlechterdifferenz zeigt sich auch bei den gemischten Studentengruppen. Während die Männer ihre privilegierte Stellung aus der Familie in die gemischte Gruppe übertragen und ohne Reputationsverlust heterosexuelle Paarbeziehungen eingehen können, werden die Frauen Loyalitätskonflikten, unrealistischen Wunschträumen und geschlechtsspezifischen Risiken ausgesetzt, die ihre Zukunft gefährden können. Daß immer mehr Frauen auf Strategien zurückgreifen, welche die Geschlechterkomplementarität betonen, ist u.a. auf die veränderte Rolle des Staates, auf den elitären Charakter westlich orientierter Statusgruppen, welche weniger Begüterte und Kompetente ausgrenzen und degradieren, und auf den prekären, halblegitimen Status junger Frauen in westlich orientierten gemischten Jugendgruppen zurückzuführen. Der moderate islami(sti)sche Lebensstil der *muhaggaba* vermag die Widersprüche zwischen westlichen und östlichen Orientierungen am ehesten pragmatisch zu lösen. Grenzüberschreitungen werden u.a. durch den Bezug auf die ägyptische Nationalidentität legitimiert. Das Kopftuch kann hier zur Erweiterung des begrenzten Aktionsradius genutzt werden, erhält mithin u.U. die Funktion der Subversion patriarchalischer Normen, ohne die Gefahr eines Reputationsverlustes. Die Angehörigen der islamistischen Subkultur distanzieren sich von solcherart Kompromissen durch den consequenten Aufbau einer anti-westlichen und anti-nationalistischen „Kulturheterodoxie“. Ihr Lebensstil bietet ihnen familienzentrierte Karrieremöglichkeiten und bei stetem individuellen „religiösen Fortschritt“ und erfolgreicher

„Missionstätigkeit“ soziale Anerkennung in ihrer Gruppe. Einerseits bieten die komplementären Geschlechterarrangements ein gewisses Maß an Sicherheit für die involvierten Frauen, da auch die Männer normativen Erwartungen (Versorgung der Familie v.a.) verpflichtet werden; andererseits versperrt sie die Chance, außerhalb des vorgegebenen Rollenmodells aktiv zu werden.

Das letzte Kapitel, in dem eigentlich eine Verbindung der theoretischen Ausführungen mit den empirischen Ergebnissen zu erwarten wäre, stellt eher eine Zusammenfassung des Gesagten dar. Die theoretischen Konzepte von Bourdieu, Foucault oder de Lauretis, die in Kapitel 2 vorgestellt wurden, wirken so aufgesetzt. Trotz der vielen interessanten Details, welche die Feldforschung in Kairo zutage gefördert hat, überzeugt der „neue Ansatz“ wenig, werden doch viele bekannte Forschungsergebnisse bestätigt. Abgesehen von dem angesichts der Terminologie und der Satzstruktur oft schwer verdaulichen Stil und den zahlreichen Transkriptionsfehlern (von der angeblichen Orientierung der Autorin an den JMES-Regeln ist oft nichts zu spüren) seien nur einige methodische Unzulänglichkeiten herausgegriffen. Trotz des Bemühens von Werner um Klärung ihrer Begriffe und ihres „Forschungsdiskurses“ bleiben zentrale Begriffe wie „Mittelschicht“, „Elite“, „religiöses Establishment“, „Orthodoxie“ oder „Heterodoxie“, die im islamisch-ägyptischen, genauer Kairiner Kontext alles andere als eindeutig sind, verschwommen. Fragestellungen und Ziele der Untersuchung werden zu Beginn nicht stringent entwickelt und eingegrenzt; statt dessen springt die Autorin zu schnell auf die Meta-Ebene, deren Anspruch sie nicht gerecht wird. Für die Einordnung der Ergebnisse aus der Feldforschung unabdingbare Eckdaten werden nicht geliefert: So erfahren die Leser nicht, welche Sprachen die Studentinnen studieren und warum sie sich gerade dafür entschieden haben; am Unterricht hat Werner anscheinend nie teilgenommen; die stereotypen und verzerrten Sichtweisen der Interviewten werden weitgehend ohne Kommentar oder Richtigstellung in den Fußnoten dargelegt. Die Angaben zur Interviewtechnik sind für eine Soziologin zu spärlich. Statistiken (u.a. zum Bildungsniveau und zur Berufstätigkeit ägyptischer Frauen), welche die Repräsentativität bzw. Realitätsnähe/-ferne der wiedergegebenen Äußerungen relativieren, werden ebensowenig dargeboten wie genauere Angaben zur religiösen Lektüre der Studentinnen. Daß diese Traktate auf die Lebensbeschreibungen und -entwürfe der jungen Frauen einen großen Einfluß haben, steht fest und wird auch von Werners Kontaktpersonen bestätigt. Die Schriften nicht parallel analysiert zu haben, hat der Forscherin die Möglichkeit versperrt festzustellen, inwieweit das dort dargelegte, normativ vorgeschriebene Verhältnis der Geschlechter von den Akteurinnen zu eigenen Gunsten manipuliert wurde.

Anmerkungen:

- 1 Ausnahmen stellen u.a. die Studie von Arlene Elowe Macleod (*Accommodating Protest. Working Women, the new Veiling, and Change in Cairo*, New York 1991) und die jüngst erschienene islamkundliche Dissertation von Bärbel Reuter (*Gelebte Religion: religiöse Praxis junger Islamistinnen in Kairo*, Würzburg 1999, zugl. Diss. Bamberg, 1998) dar. – Der Mangel an empirischen Studien hängt nicht zuletzt mit der bekannten Problematik von Umfragen im muslimischen Orient zusammen.
- 2 U.a. die Arbeiten von V. Moghadam, R. Kreile, B.F. Stowasser oder das von M.E. Marty & R.S. Appleby hrsg. Standardwerk *The Fundamentalism Project* (5 Bde. Chicago 1991-95).
- 3 Z. 'A. Radwan 1982/1984; I. 'Isa 1993; K. Magdi 1993.

Corinna Gerhard

Literatur als Subjektwerdung – Frauen schreiben Widerstand

Stefanie Kron: *Fürchte Dich nicht, Bleichgesicht! Perspektivenwechsel zur Literatur Afro-Deutscher Frauen*, Münster 1996 (Unrast-Verlag, 170 Seiten, 24,80DM)

Audrey Huntley: *Widerstand schreiben! Entkolonialisierungsprozesse im Schreiben indigener kanadischer Frauen*, Münster 1996 (Unrast-Verlag, 190 Seiten, 24,80DM)

Auch in unserer globalisierten Informationsgesellschaft, in der schnelle Medien wie das Internet die Meinungsbildung bestimmen, hat Literatur in Buchform ihre politische Schlagkraft nicht verloren. Im Schreiben konstituieren sich Frauen zu Subjekten, sie brechen mit kolonialistischen, marginalisierenden Diskursen und setzen den herrschenden Stereotypen eigene Bilder entgegen. Literaturproduktion wird so zum politischen Kampfmittel, zur persönlichen und kollektiven Überlebensstrategie und zur Widerstandsform gegen herrschende Diskurse – dies ist die Hauptthese zweier politischer Bücher, die in der Reihe „Feministische Wissenschaft“¹ des Unrast-Verlags 1996 erschienen sind.

Stefanie Krons *Fürchte Dich nicht, Bleichgesicht! Perspektivenwechsel zur Literatur Afro-Deutscher Frauen* untersucht das Schreiben afro-deutscher

Frauen vor dem Hintergrund der mehrheitlich weißen Gesellschaft der BRD und ihrer rassistischen Stereotypen, die teilweise noch aus der unaufgearbeiteten deutschen Kolonialvergangenheit stammen. *Widerstand schreiben! Entkolonialisierungsprozesse im Schreiben indigener kanadischer Frauen* von Audrey Huntley analysiert die Bedeutung indigener Literatur zur Entwicklung positiver Eigenbilder gegen die (nicht nur) von kanadischer Literatur und Filmindustrie transportierten Bilder der *Imaginary Indians*.

Fürchte Dich nicht, Bleichgesicht! ist ein Zitat aus einem Gedicht der afro-deutschen Autorin May Ayim, die sich 1996 das Leben nahm:

ich male dir
 ein dunkles gesicht
 für dein weißes
 gesicht
 mit einem rahmen
 aus dem du fällst
 so wie ich
 auf neuen boden
 ich male wort
 für wort
 dir
 SCHWARZ
 vor augen und ohren
 ein dunkles gedicht
 fürchte dich nicht
 bleichgesicht
 ich bin's
 May Ayim. (S. 7)

Beginnend mit einem Abriss Schwarzer² Geschichte in Europa thematisiert Kron die Verdrängung der deutschen Kolonialgeschichte und erinnert insbesondere die weiße Frauenbewegung an die fehlende Aufarbeitung der Täterinnenschaft weißer deutscher Frauen im Kolonialregime. Auf vergleichbare Weise werde auch die Diskriminierung afro-deutscher Menschen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus in der deutschen Geschichtswissenschaft beinahe völlig ausgeblendet, schreibt Kron und verweist auf das Tabuthema der Zwangssterilisation afro-deutscher Frauen im Nationalsozialismus. Kron reflektiert und problematisiert ihr Schreiben als weiße Frau über die Literatur Schwarzer Frauen im Bewußtsein des üblichen Vorgehens der westlichen feministischen Theorie: „Die feministische Theorie verallgemeinert die soziale Konstruktion des Begriffes ‘Frau’ und isoliert sie von Kategorien wie Klasse oder ethnische Zugehörigkeit.“ (S. 71) Als Teil des kolonialistischen Diskurses vereinnahmt und ignoriert die weiße feministische Theorie, ausge-

hend von der weißen westlichen Mittelstandsfrau, Schwarze Frauen und bedient sich eines „weißen Solipsismus“, also einer Selbstgenügsamkeit und einem Nicht-Interesse an rassistischen Denkweisen.

Davon ausgehend untersucht Kron die Produktionsbedingungen afro-deutscher Autorinnen und damit die politische Bedeutung ihres Schreibens. Die biographischen Hintergründe ihres Schreibens seien geprägt von Diskriminierung und wenig Freiräumen. Kron macht die Gründe hierfür in den ideologisch-politischen Spezifika der Bundesrepublik, dem vorherrschenden eurozentristischen Kulturbegriff und dem Fehlen von Rückzugsräumen im Sinne von Communities aus. Aufschlußreich ist ihre Analyse des nach wie vor herrschenden Rassismus in Schule und Jugendliteratur. Durch die Stilisierung Afrikas zum geschichtslosen Kontinent und die Ausblendung der europäischen Kolonialgeschichte und deren Wirken bis in die Gegenwart soll im Schulunterricht die Überlegenheit der Menschen der ersten Welt vermittelt werden. Kinder- und Jugendliteratur und -lieder transportieren vielmals relativ offen rassistisches Gedankengut oder stellen Schwarze bestenfalls als Bestandteile einer exotischen Szenerie dar – Schwarz, so wird suggeriert, sei häßlich und stehe für das Böse, bestenfalls noch für Naivität. Vor diesem Hintergrund ist die Lebensrealität Schwarzer Frauen und Männer in Deutschland vielmals von Isolation, Zerrissenheit, Ortlosigkeit und Vereinzelung geprägt.

Die Rezeption Schwarzer Frauenliteratur in der BRD beginnt in den 80ern und damit sehr spät. Die feministische Literaturwissenschaftlerin Marion Kraft, auf die sich Kron immer wieder bezieht, ist eine der ersten, die sich mit Schwarzer Literatur beschäftigt und von ihrem Interesse an afro-amerikanischer zur afro-deutschen Literatur gelangt. Das 1986 erschienene Buch *Farbe bekennen – afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*³ stellt eine Art Anfangspunkt der Literatur Schwarzer Deutscher dar. Entstanden aus einem Workshop mit der Autorin Audre Lorde ist es das Ergebnis eines Zusammenschlusses afro-deutscher Frauen auf der gemeinsamen Suche nach ihrer Geschichte und ihrem Selbstverständnis.⁴

Im letzten Teil ihres Buches untersucht Kron einige der in *Farbe bekennen* veröffentlichten autobiographischen Texte der Autorinnen Helga Emde, May Opitz/Ayim, Katharina Oguntoye, Corinna N. und Katharina Birkenwald auf die Entwicklung eines positiven Selbstkonzeptes hin. Sie zeichnet den Prozeß der Selbstakzeptanz nach, der sich in der Literatur zeigt. Dieser kann vom Wissen von der Verschiedenheit über das negativ besetzte Gefühl der Diskrepanz und die Suche nach Anerkennung zu einem Gefühl der Isolation und Selbstablehnung führen. Diese und auch weitere Texte afro-deutscher Autorinnen lassen sich nicht oder nur sehr schlecht in die üblichen literaturwissenschaftlichen Kategorien einteilen. Sie besitzen größtenteils einen un-

mittelbaren Bezug zur gelebten Realität der Autorin, spiegeln deren Erfahrungshintergrund wider – sie berichten also vom Leben Schwarzer Menschen in einer mehrheitlich weißen Gesellschaft, von der schwierigen Entwicklung positiver Eigenbilder und von Schwarzer Geschichtsschreibung, sie thematisieren den Zusammenhang von Sprache und Macht und leisten auf ihre Weise sehr direkten Widerstand gegen jegliche Form der Vereinnahmung.

Auch *Widerstand schreiben!* beginnt mit einem historischen Abriss: Überblicksartig stellt Huntley den Kolonialisierungsprozeß aus dem Blickwinkel der indigenen Frau dar, spannt den Bogen von der Epoche des Pelzhandels, in der die Expansion des europäischen Kapitalismus beginnt, über die christlichen Missionierungen bis hin zum *Indian Act* und der Assimilierungspolitik der kanadischen Regierung. Eindrücklich erläutert sie die katastrophalen Folgen der Zwangsinternate für indigene Kinder. Etwas schwammig bleibt die Darstellung der verschlechterten gesellschaftlichen Situation der indigenen Frauen nach der Kolonialisierung und ihren Widerstandsformen; Huntley bemüht sich jedoch, die Kolonialisierten – anders als in der üblichen Geschichtsschreibung – als handelnde Subjekte zu zeigen.

Ähnlich wie Kron spitzt Huntley den kolonialistischen Herrschaftsdiskurs auf ein männliches, eurozentrisches Weltbild zu, in dessen Zentrum entsprechend ein männliches, europäisches Subjekt steht. Dieses wiederum konstituiert sich aus seinen eigenen negativen Eigenschaften das marginalisierte Andere, das geschichtslose Objekt:

Textuelle Gewalt, ein seit einiger Zeit in Kanada und den USA gängiger Begriff, beschreibt die diskursiven Angriffe, die auf die Zerstörung indigener Subjektivität innerhalb kolonialistischer Unterdrückungsverhältnisse abzielen. (S. 12)

Es entsteht das Konstrukt der sog. *Imaginary Indians*, unter dem die vielfältigen indigenen Lebensrealitäten zwangshomogenisiert werden. Verschiedene – männlich gedachte – Linien dominieren die Reduzierung auf Stereotypen: der barbarische Wilde, der vom meuchelnden Feind zum gewalttätigen Alkoholiker modernisiert wird oder der aussterbende, zum Fortschrittsoffer stilisierte heldenhafte Wilde (S. 58f). Die Klischees über indigene Frauen sind stärker sexualisiert. Der edlen, schönen Prinzessin, die inzwischen zur weisen Heilerin verändert wird, steht die „leicht zu habende“, häßliche Squaw gegenüber, die zur wertlosen Schlampe degradiert wird – „Auch heute dient letztere Zuschreibung immer noch der Legitimierung von Vergewaltigungen indigener Frauen, die es ja nicht anders gewollt hätten.“ (S. 59)

Die kulturelle Selbstentfremdung indigener Menschen wird zudem durch die patriarchale, kolonialistische Geschichtsschreibung verstärkt, die zur Legi-

timatlon der Kolonalislerung instrumentalisiert wird. Ein weiterer Grund, der zur Verunsicherung indigener Menschen führt, ist die Tatsache, daß die kanadische SiedlerInnengesellschaft sich die indigene Kultur zur eigenen Identitätsbildung einverleibt und gleichzeitig die überlebenden indigenen Bevölkerungsteile zu beliebigen Projektionen benutzt.

„Widerstand schreiben (leisten) bedeutet, Subjekt zu werden, und das ist für einen Prozeß der Entkolonialisierung unerläßlich“ (S. 11) schreibt Huntley und geht im Mittelteil ihres Buches auf selbstbestimmte Projekte der indigenen Community ein, wie das indigene Verlagswesen mit dem bekanntesten Verlag Theytus Books, der Teil des Informations- und Bildungszentrums En’Owkin in Pentiction ist. Ausführlich schildert Huntley die Eindrücke ihres zweiwöchigen Aufenthaltes in En’Owkin, die sie zum Verfassen der vorliegenden Studie anregten.

Maria Campbell und Lee Marache gelten gemeinsam mit der Autorin Jeannette Armstrong als die Begründerinnen der kanadischen indigenen Literatur. Ihre in den 70ern publizierten Autobiographien brachten den Autorinnen zwar negative Sanktionen seitens der kanadischen Öffentlichkeit, verhalfen jedoch zahlreichen indigenen Frauen zu einer eigenen Identität. Mit und durch ihre Werke werden die Schreibenden für ihre Community politisch aktiv: Indem sie die Klischees der *Imaginary Indians* brechen, rütteln sie am kanadischen kolonialistischen Diskurs und tragen zu dessen Destabilisierung bei.

Huntley analysiert stellvertretend einige der wichtigsten Werke indigener Frauenliteratur und es gelingt ihr trotz der teilweise ungeordneten und manchmal schwer nachvollziehbaren Form, den Widerstandsdiskurs sichtbar zu machen. Selbstbewußt setzt die Literatur indigener Frauen ihre eigenen Maßstäbe, legt Wert auf verschiedenste, sorgfältig gezeichnete Frauengestalten. Gewalt und Rassismus innerhalb der indigenen Community werden nicht als Tabus behandelt, sondern angeprangert. Gegen den Mythos der Geschichtslosigkeit entwickelt die indigene Literatur durch das *Storytelling* die Fortsetzung der mündlichen Tradition mit der nicht-linearen Auffassung von Zeit und dem Verständnis von Wissen als Interpretationsprozeß und den Stolz auf die eigene Geschichte.

- 1 als Band 2 und 3; Band 1: Rita Polm: „...neben dem Mann die andere Hälfte eines Ganzen zu sein!“ *Junge Frauen in der Nachkriegszeit*. Münster, ohne Jahresangabe.
- 2 Kron verwendet den Terminus „Schwarz“ als politischen Begriff („In einem politischen Sinn meint ‘schwarz’ alle diskriminierten Minderheiten, unabhängig von ihrer Herkunft und Farbe.“ Kampnagel zitiert von Kron S.10) gemäß der Selbstdefinition vieler Schwarzer und schreibt ihn daher Konsequenz groß.

- 3 Herausgegeben von Katharina Oguntoye, May Opitz und Dagmar Schultz, Berlin.
- 4 Die Schaffung des Terminus 'afro-deutsch' analog zu afro-amerikanisch als Ausdruck kultureller Herkunft geht auf denselben Workshop (1984) zurück; 1985 wird in Berlin die Initiative *Schwarze Deutsche und Schwarze in Deutschland (ISD)* gegründet, es entstehen zudem die Vereinigung *ADEFRA* – eine Initiative afro-deutscher Frauen – und ab 1988 die Zeitschrift *Afrekete*, die als Forum von und für afro-deutsche Frauen gilt.

Elisabeth Vogel

(Post-)Sowjetische Identitätskonzeptionen – geschlechterdifferent

Feministische Studien 17 (1999) Nr.1: Geschlechterverhältnisse in Rußland (Deutscher Studien Verlag, 20,-- DM)

Das Ende des Kalten Krieges hat Kontakte zwischen WissenschaftlerInnen aus Ost und West wesentlich erleichtert bzw. sogar erst möglich gemacht. Dies gilt auch für den Bereich der feministischen bzw. genderorientierten Forschung.

Im Laufe der Kontaktaufnahmen wurden aber auch viele unterschiedliche Standpunkte deutlich, die nicht selten zu Mißverständnissen führten, wie dies auf einer Tagung in Berlin im Dezember 1999¹ auch wiederholt angesprochen wurde. Gründe hierfür liegen u.a. in völlig unterschiedlichen Erfahrungen, vor allem in Bezug auf das Verhältnis zur Emanzipation: Assoziieren Frauen aus den westlich-liberalen Gesellschaften hiermit die Forderungen nach rechtlicher und kultureller Gleichstellung von Männern und Frauen, so verbinden z.B. russische Frauen mit diesem Begriff fast ausschließlich die Auswirkungen der sowjetischen Beschäftigungspolitik. Diese integrierte Frauen zwar in den Erwerbsprozeß, brachte ihnen jedoch statt Gleichstellung eine zusätzliche Belastung zur Hausarbeit ein.

Um so wichtiger sind in solchen Situationen gemeinsame Projekte, die eine Annäherung der verschiedenen Meinungen anstreben. Die Ergebnisse eines solchen Versuchs liegen in der Ausgabe „Geschlechterverhältnisse in Rußland“ der Zeitschrift *Feministische Studien* vor. Die Herausgeberinnen haben bei der Zusammenstellung der Beiträge, die aus einem internationalen Workshop hervorgingen, auf unterschiedliche Perspektiven geachtet. Der Schwerpunkt der Darstellungen liegt zwar auf soziologischen Untersuchungen, aber auch allgemein kulturwissenschaftliche Fragestellungen werden angesprochen.

Die vier Hauptbeiträge beschäftigen sich mit Identitätskonzeptionen im sowjetischen und postsowjetischen Rußland. Berücksichtigt werden aus soziologischer Sicht ihre Konsequenzen für die Geschlechterbeziehungen und die Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt, (Martina Ritter, Elena Zdravomyslova, Elena Meshcherkina), wobei die Kategorien Privat/Öffentlich immer wieder zur Analyse und Deskription der Verhältnisse herangezogen werden. Larissa Lissjutkina betrachtet die Identitätskonzeptionen von literaturwissenschaftlicher Seite.

Martina Ritter geht der Frage nach, wie die ideologischen Konzepte der kommunistischen Partei vom neuen sozialistischen Menschen in die kulturellen Deutungsmuster und Selbstentwürfe von Männern und Frauen in der ehemaligen Sowjetunion eingeflossen sind. Äußerst ergiebig ist hierbei ihre Wiedergabe von Interviews, in denen sie nach dem Selbstverständnis ihrer GesprächspartnerInnen fragt. Ritter zeigt, daß die Selbstentwürfe heute noch deutliche Spuren der sowjetischen Erziehungsideale des 'Homo Sovieticus' aufweisen, die in der Gestalt des sozialistischen Helden transportiert wurden. Dieses Identitätskonzept ist nach Ritter eine Grundvoraussetzung für die derzeitige Selbstwahrnehmung von Männern und Frauen in Rußland. Für beide Geschlechter sei es nicht möglich, den hier entworfenen Vorstellungen gerecht zu werden. Frauen hätten daher ihren Entfaltungsspielraum verstärkt in den privaten Bereich verlegt, in dem sie von Männern – die sich aufgrund der allgegenwärtigen Partei im Öffentlichen stark eingeschränkt fühlten – als übermächtig empfunden würden. Daraus ergibt sich nach Ritter folgende Konstellation: Im Privaten die Frau, im Öffentlichen die Partei. So bleibt die Frage, ob weitere Handlungsspielräume für Männer überhaupt existierten.

Mit den Vorstellungen von der omnipotenten Frau/Mutter und der Krise des Männlichen in der sowjetischen Gesellschaft beschäftigt sich Elena Zdravomyslova. Sie führt aus, wie Frauen sich auf den privaten Bereich verlegten, da sie den Konzepten vom – männlichen – sozialistischen Helden nicht entsprachen. Die Krise des Mannes in der Sowjetunion führt sie – wie auch Ritter – auf die Tatsache zurück, daß sich für russische Männer keine Möglichkeiten boten, Identitätskonzepte zu verwirklichen, sei es im privaten oder im öffentlichen Raum.

Die zentralen Stellen im öffentlichen Bereich seien somit von der Partei und im privaten Bereich von den Frauen besetzt. Männer, so Zdravomyslova weiter, sehen Frauen als Verbündete und Verkörperung der sowjetischen Macht an. Die Autorin zeigt die Gefahren, aber auch die Chancen für neue Geschlechterarrangements: Frauen seien von den gegenwärtigen wirtschaftlichen Krisenerscheinungen, v.a. von der hohen Arbeitslosigkeit, besonders betroffen. Durch diese Entwicklungen machten sie aber auch vermehrt auf ihre spezifi-

schen Anliegen aufmerksam und suchten nach eigenen Lösungskonzepten. Dies zeige sich nicht zuletzt in den zahlreichen Neugründungen von Frauenverbänden und Selbsthilfeorganisationen.

In den beiden skizzierten Untersuchungen wird immer wieder das Begriffspaar 'Privat/Öffentlich' als Analysekategorie herangezogen. Zweifelsohne sind Betrachtungen aus dieser Perspektive äußerst hilfreiche Ansätze. Dennoch sollte man sich die Frage stellen, ob eine direkte Übernahme dieser für westliche Gesellschaften entwickelten Termini den postsowjetischen Verhältnissen gerecht wird. Ein Punkt, den die Autorinnen zu wenig problematisieren.²

Speziell mit der Arbeitsmarktsituation von Frauen beschäftigt sich Elena Meshcherkina. Vor dem Hintergrund eines umfangreichen Zahlenmaterials analysiert sie die Chancen von Frauen auf dem derzeitigen Arbeitsmarkt und kommt zu der deprimierenden Schlußfolgerung, daß Frauen immer mehr in den privaten Bereich und damit aus dem Erwerbsleben gedrängt werden. Trotz ihres meist höheren Bildungsniveaus besetzen sie kaum Schlüsselpositionen.

Grund hierfür seien u.a. die reduzierten sozialen Einrichtungen wie Kinderkrippen, die zur Sowjetzeit eine Berufstätigkeit wenigstens ermöglichten. Auch ein wenig frauenfreundliches Arbeitsrecht und alte Geschlechterstereotypen macht sie als verantwortliche Faktoren aus. Zu diesem Beitrag ist anzumerken, daß etwas weniger Zahlenmaterial und mehr Hintergrundanalysen (z.B. intensivere Untersuchung des sich ändernden Arbeitsrechts) die gegenwärtigen Verhältnisse klarer geschildert hätten. Auch wird kaum erwähnt, daß bereits zur Sowjetzeit hauptsächlich Frauen in den schlecht bezahlten Berufssparten vertreten waren. So müßte man vielleicht eher nach Kontinuitäten, die sich im Transformationsprozeß verschärft abzeichnen, als nach Veränderungen fragen.

Des weiteren ist es bedenklich, bestimmte Förder- und Schutzprogramme (z.B. Verbot der Nachtschicht für Mütter von Kleinkindern) aufzuheben, wie es die Autorin anregt, um Frauen den Zugang zum Erwerbsleben zu erleichtern.

Aus der literaturwissenschaftlichen Perspektive nähert sich Larissa Lissjutkina den postsowjetischen Geschlechterbeziehungen. Bevor sie zur eigentlichen Textanalyse übergeht, schildert sie die Entwicklungen des sowjetischen Literaturbetriebs und geht u.a. auf die sogenannte 'Frauenprosa' und auf die Gruppe „Maria“ ein, die einzige informelle Gruppierung, die explizit auf die schwierige Situation der sowjetischen Frauen gegen Ende der 70er Jahre aufmerksam machte. Leider erwähnt Lissjutkina nicht deren programmatische Forderungen, die einige wesentliche Unterschiede zu westlichen feministischen Haltungen aufweisen.

Bei der Lektüre einzelner Prosatexte von Tatjana Tolstaja (*Die Nacht*), Marina Wischnewezkaja (*Der Anfang*), Tatjana Nabatnikowa (*Rede, Maria*) und Ludmila Ulickaja (*Pique Dame*) schockierten Lissjutkina zunächst die monströsen Mutterdarstellungen. In ihrer Analyse stößt sie – wie die Verfasserinnen der soziologischen Beiträge – auf das allgegenwärtige Mutterbild: Mütter werden in diesen Texten häufig als häßliche übermächtige Alte dargestellt, die ihre Familien terrorisieren, vor allem ihre Söhne, die meist als Schwachsinnige dargestellt sind.

Wie auch in den anderen Beiträgen spiegeln sich in den Textanalysen die Auswirkungen der sowjetischen Geschlechterdiskurse und Identitätskonzepte. Es zeigt sich auch hier, daß die Überwindung des 'Homo Sovieticus' für die postsowjetische Gesellschaft ein zentrales Thema bleibt.

Insgesamt jedoch eine wirklich gelungene Übersicht zu den gegenwärtigen Geschlechterbeziehungen in Rußland, die auf viele Problematiken ein neues Licht wirft, gleichzeitig aber auch neue Fragen stellt.

Anmerkungen:

- 1 *Gender in Transition in Eastern and Central Europe*. Berlin 9.-11. 12.1999.
- 2 Zu diesem Thema äußert sich Sonja Margolina: dies.: *Rußland. Die nichtzivile Gesellschaft*, Reinbek bei Hamburg 1994. Sie lehnt es ab, überhaupt von einer Öffentlichen Sphäre in Rußland zu sprechen.

Meike Penkwitt

Die Flaute als Chance

Ute Gerhard: *Atempause – Feminismus als demokratisches Projekt*, Frankfurt/M. 1999 (Fischer, 24,90 DM, 140 Seiten)

Die Frauenbewegung ist nicht am Ende, sie braucht nur eine Atempause. Das ist die These der Frankfurter Soziologieprofessorin Ute Gerhard. Sie betrachtet die aktuelle Bewegungslosigkeit des Feminismus nicht etwa als Misere und Agonie, sondern vielmehr als Gelegenheit „tief durchzuatmen, innezuhalten und die Kräfte neu zu sammeln“.

Die Beschäftigung mit Kontinuitäten und Brüchen in der feministischen Bewegung ist der rote Faden in dem lesenswerten Band *Atempause – Feminismus als demokratisches Projekt*. Das Taschenbuch ist bei Fischer erschienen und versammelt acht Texte Gerhards aus den letzten Jahren, die fast alle bereits (verstreut) veröffentlicht waren und nun für den Neuabdruck überarbeitet wurden.

Immer wieder benutzt Gerhard dabei das maritime Bild der „Flaute“, die auch nicht das Ende der „Bootspartie“ bedeute und schon gar nicht die Ankündigung des Untergangs. Statt dessen biete die häufig unverhofft eintretende „Windstille“ sogar „Gelegenheit zu neuer Ausrüstung der Schiffstakelage und damit zum Atemholen, Kraftschöpfen und zu neuer Orientierung“. Gerhard räumt allerdings ein, daß das Bild der „Flaute“ in der deutschen Umgangssprache eher negativ konnotiert ist.

Übernommen hat Gerhard die Metapher aus der amerikanischen Theorie-diskussion. Leila J. Rupp und Verta Taylor verwendeten sie dort zur Charakterisierung der Situation der Frauenbewegung nach dem zweiten Weltkrieg. Das Bild entspricht einer bestimmten Betrachtungsweise der (amerikanischen) Frauenbewegung, dem sogenannten 'Konzept der langen Wellen'. Dort ist die Rede von einer 'ersten' und 'zweiten Welle' der Frauenbewegung, womit viel deutlicher die Kontinuität des Kampfes von Frauen um Gleichberechtigung und Selbstbestimmung betont wird, als in der bei uns vorherrschenden terminologischen Unterscheidung zwischen einer 'ersten' und 'zweiten Frauenbewegung'.

Unter Bezugnahme auf moderne Bewegungstheorien weist Gerhard darauf hin, daß Bewegungen typischerweise unterschiedliche Phasen durchlaufen, daß aber nur die jeweilige Hochphase der Mobilisierung in der Gesellschaft auch als 'Bewegung' wahrgenommen wird. Daß sich der Feminismus momentan nicht in einer solchen Hochphase befindet, stellt Gerhard dabei nicht in Frage. Sie grenzt sich jedoch gegen eine allzu schnelle Gleichsetzung der Institutionalisierung der Bewegung und der Beteiligung an institutionellen Formen der Politik mit dem Ende des Feminismus ab. Gerhard ruft ins Gedächtnis, daß das angebliche Ende des Feminismus schon überaus lange Thema ist:

Für kein anderes Thema haben seit nun zwei Jahrhunderten die Gazetten immer wieder so bereitwillig Raum zur Verfügung gestellt wie für die Annonce, daß (...) das unziemliche Gezeter der Suffragetten und Blaustrümpfe oder das Zeitalter der Frauenrechtelei und 'Emanzen' nun endlich überwunden sei.

Den Begriff 'Flaute', bzw. 'Atempause' überträgt Gerhard nicht nur auf die gegenwärtige Situation der deutschen Frauenbewegung. Ausführlich setzt sie sich auch mit jener früheren Flaute in der deutschen Nachkriegszeit auseinander, die durch die gerade beendete Ära des Nationalsozialismus und die nachfolgende Unfähigkeit zu trauern bzw. zu erinnern geprägt war. Gerhard weist dabei die verbreitete Vorstellung von der Bewegungslosigkeit dieser Zeit zurück. Zwar sei es richtig, so Gerhard, daß kämpferische Frauen damals vermieden, sich einer 'Bewegung' zuzuordnen. Sie reagierten damit nicht nur auf die Vereinnahmung bestimmter Teile der Frauenbewegung im Dritten Reich, sondern insbesondere auch die Verwendung des Begriffes 'Bewegung' durch die Nationalsozialisten. Dabei gab es in den Anfangsjahren der Bundesrepublik aber erstaunlich viele Organisationen und Einzelkämpferinnen, die sich für Frauenrechte eingesetzt haben, wie Gerhards Untersuchung zeigt. Aus heutiger Sicht kann man hier also ohne weiteres doch von einer 'Bewegung' sprechen.

Indem Ute Gerhard, die auch Direktorin des interdisziplinären Frankfurter *Zentrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse* ist, immer wieder Traditionslinien und unerledigte Anliegen herausarbeitet, finden sich in dem Sammelband auch bemerkenswerte Ausführungen zu einer Vielzahl von Themen der feministischen Bewegung und Theoriediskussion. Ein Lieblingsthema Gerhards ist dabei die Vereinbarkeit von gleichheits- und differenztheoretischen Positionen. Sie tritt entschieden für dieses scheinbare Paradox ein und lanciert als dessen Bezeichnung den Begriff 'Wollstonecraft-Dilemma', den sie ebenfalls aus der amerikanischen Theoriedebatte (von Carol Pateman) übernimmt. Dieses Dilemma, so Gerhard, bestehe darin

sich einerseits auf Frauenerfahrung oder Frausein zu beziehen, doch andererseits die sozial hergestellten Bedingungen traditioneller Weiblichkeit zu kritisieren, ja, verändern zu wollen.

In diesem Sinne sieht sie sich auch durch den neuen poststrukturalistischen Diskurs nicht verunsichert. Er habe vielmehr einen neuen Rahmen für die Untersuchung von Machtdiskursen und Machtmechanismen unserer Gesellschaft bereit gestellt. Gerhard fragt allerdings zurecht, ob die zunehmende Entfernung von den sozialen und alltäglichen Problemen der Mehrheit der Frauen nicht auch eine 'Entpolitisierung' bedeute. Sie zieht daraus den Schluß, daß feministische Politik nicht durch Theorie ersetzt werden kann.

Atempause bietet einen hervorragenden Überblick über die verschiedenen Phasen der Frauenbewegung und ordnet unsere heutige Situation in diesen (feministisch-)historischen Kontext ein. Gerade für jüngere Leserinnen dürf-

ten die klaren und engagierten Darstellungen Gerhards viele neue Einsichten bringen. Im Vergleich zu den ermüdenden, im praktischen Ertrag aber oft recht banalen Theorien der Postmoderne, wirken Gerhards Ausführungen auf mich erstaunlich 'jung' und zupackend. Ute Gerhards souveräne Argumentation beweist außerdem, daß sich vieles, das heute geradezu zwanghaft in poststrukturalistische Terminologie eingekleidet wird, durchaus auch ohne Butler sagen läßt.

Peter Skutta

„Sexual Correctness“ als medial vermittelter patriarchaler Offensivdiskurs

Simon Möller: *Sexual Correctness. Die Modernisierung antifeministischer Debatten in den Medien*, Opladen 1999 (Leske & Budrich, 29,-- DM, 247 Seiten)

Die Klischees sind uns seit den Anfängen der Frauenbewegung geläufig, was nicht bedeutet, daß ihr Gebrauch in der Praxis nachgelassen hätte: Feministinnen werden als lustfeindliche 'Emanzen' beschrieben, die humorlos die immer gleichen Forderungen stellen, mit dem Ziel, ein Männer unterdrückendes 'Feminat' schaffen zu wollen.

Simon Möller beschreibt in seiner diskursanalytischen Studie zum vermeintlichen Phänomen einer 'Sexual Correctness' in der deutschen Gesellschaft, in welcher Weise der Antifeminismus im Diskurs der Printmedien in den 90er Jahren modernisiert worden ist. Paradigmatisch dafür steht die mediale Rezeption des Filmes *Der Campus*, der Anfang des Jahres 1998 die deutschen Kinos erreichte. In *Der Campus* wird das Bild einer unangreifbaren feministischen Hegemonie an den Universitäten konstruiert, wobei eine Frauenbeauftragte als 'verbiesterte' absolutistische Herrscherin in Szene gesetzt wird. Als Opfer der Konstellation wird ein angesehener Professor porträtiert, dessen Karriere durch einen unwahren Vergewaltigungsvorwurf zerstört wird, da sich sein Umfeld dem Druck von Frauenerwartungen beugt und unter Leugnung der 'Wahrheit' feige gegen ihn opponiert. Die Aussage des Filmes legt nahe, daß Feminismus lediglich Mittel zum Erreichen persönlicher Ziele einzelner Frauen ist.

In den Pressereaktionen wurden diese Darstellungen nicht als gängige antifeministische Klischees entlarvt. Im Gegenteil: Der Film wurde als realistische Abbildung des universitären Klimas gehandelt und der Autor der Romanvorlage, der Anglistikprofessor Dietrich Schwanitz, für seinen 'Tabubruch' gelobt. In der *ZEIT* (10.2.1998) konnte er als 'Experte' berichten: „Die Frauenbeauftragten schaffen erst die Probleme, die sie lösen wollen.“

Simon Möller erläutert, daß Meinungen dieser Art in den deutschen Printmedien seit den 90er Jahren fröhliche Urstände feiern: Ein neokonservativer Diskurs gegen 'Political Correctness' (PC) wirft sozial benachteiligten Gruppen vor, ihre Unselbständigkeit zu kultivieren und einem 'Opferkult' zu frönen. Dadurch erfolgt eine kontrafaktische Zuschreibung der angeblichen Machtposition der Opfer einer Gesellschaft, die von strukturell geduldeten und traditionell legitimerter Diskriminierung bzw. Gewalt gegen Frauen und Minderheiten gekennzeichnet ist.

'Sexual Correctness' (SC) fungiert als Teil des Anti-PC-Diskurses mit dem speziellen Angriffsziel Feminismus. Die Medien berichten in diesem Sinne selten über die strukturellen Aspekte alltäglicher sexueller Belästigung in einem von Männern dominierten Gesellschaftssystem; Schlagzeilen erzeugen vielmehr die vorgeblichen 'Auswüchse' des Feminismus, der 'Gesinnungsterror' und fundamentalistischen Moralismus ausübe. Die Bagatellisierung sexueller Gewalt führt zu einer diskursiven Umkehrung der Täter-Opfer-Konstellation. Das Erheben der Beschuldigung sexueller Belästigung wird zum eigentlichen aggressiven Akt stilisiert, mittels dessen lediglich 'etwas zudringliche' oder gar vollkommen unschuldige Männer diffamiert werden. Als Beispiel hier eine im Buch zitierte Passage aus der Süddeutschen Zeitung vom 22. Juni 1995:

Das Zauberwort ist: „Ich *fühle* mich belästigt“ – durch ein Kompliment, eine Vorlesung, einen holprigen Flirt-Versuch. Damit bestimmt das 'Opfer' schon den Tatbestand und den Täter; das Subjektive wird zum Objektiven; die klassischen Regeln der Beweisführung gelten nicht mehr, die Anklage ist der Beweis.

Die antifeministischen Inszenierungen in den Medien folgen laut Möller bestimmten Mustern, die er anhand von Textbeispielen aus den bedeutendsten deutschen Printmedien von der *FAZ* bis zum *Spiegel* eingehend erläutert: Sexuelle Belästigung wird erotisiert, trivialisiert sowie singularisiert, die Nichtexistenz sexistischer Dominanzverhältnisse behauptet und eine feministische Hegemonie an den Universitäten, in den Medien und im Kulturbereich suggeriert. Der Begriff 'Feminismus' erfährt im Zuge dessen eine Diskursverschiebung in Richtung eines Stigmawortes, das in eine Reihe mit 'Fanatismus' gestellt und zu einem asymmetrischen Gegenbegriff zu 'Freiheit' verkehrt wird.

Zur Illustration dieser Behauptungen werden Anekdoten verwendet, deren Wahrheitsgehalt größtenteils nicht nachprüfbar ist.

Die von diesem neuen antifeministischen Diskurs ausgehende Gefahr sieht Möller vor allem darin, daß er die Möglichkeit begrenzt, feministische Positionen zu artikulieren, die im Dissens zu dieser hegemonialen Deutungsweise stehen. Ein hegemonialer patriarchaler Offensivdiskurs gibt sich als minoritärer Defensivdiskurs. Dabei entwickelt der Anti-PC/SC-Diskurs eine besondere Vehemenz, wo es um die Definitionsmacht geht, an wen potentiell staatliche Leistungen verteilt werden und wessen Recht auf Kosten wessen etablierten Rechtes gestärkt werden darf. Der neue, medial aufgewertete antifeministische Diskurs schlägt sich handfest nieder in einem neu legitimierten Widerstand gegen Frauen fördernde Gesetze und Anti-Diskriminierungs-Anstrengungen der öffentlichen Verwaltungen.

FeministInnen müssen sich laut Möller in öffentlichen Diskussionen viel besser wappnen als noch vor einigen Jahren: Sie müssen sich gegen antifeministische Positionen, die nun als 'Gemeinplätze' gelten, mit immer komplexeren Darlegungen wehren. Ein pessimistisches Fazit seiner kenntnisreichen Studie: Emanzipatorischen und feministischen Stimmen fehlt weiterhin der Zugang zum Bereich der veröffentlichten Deutungsmacht, dem Diskurs der Massenmedien, an dem der Versuch einer effektiven Konnotationsverschiebung im Sinne von FeministInnen anzusetzen hätte.

Franziska Schößler

„Stranger than paradise“ – Toni Morrisons Roman *Paradies*

Toni Morrison: Paradies. Deutsch von Thomas Piltz, Reinbek bei Hamburg 1999 (Rowohlt-Verlag, 48,-- DM, 495 Seiten)

Toni Morrisons neuester Roman *Paradies*, vorläufiger Abschluß ihrer Trilogie über die Geschichte der Schwarzen in Amerika, über Sklaverei und die fortwuchernde Gewalt des Rassismus, beginnt mit einem bestialischen, mit einem teuflischen Fanal: sieben farbige Männer vom benachbarten Ort Ruby, eine kleine Ansiedlung jenseits des weißen Gesetzes, eine scheinbar befriedete Gemeinschaft von Nachkommen ehemaliger Sklaven, dringen in ein einsam stehendes Herrenhaus ein, früher die luxuriöse Villa eines Betrügers, dann Non-

nenkloster. Sie exekutieren die dort ansässigen fünf Frauen, farbige und weiße – gesichtslose Frauen, die der Leserin zunächst noch unbekannt bleiben. In Morrisons ganz eigener Bildlichkeit, die nicht selten ins Surreale und Mythische ausgreift, heißt es über die vergebliche Flucht dieser Frauen:

Ein Rennen. [...] Die Köpfe von zweien sind so weit zurückgeworfen, wie es die Hälse nur erlauben. Geballt die Fäuste an pumpenden Armen, die sich nach der Ferne strecken. Eine andere hält ihren Lockenkopf gesenkt, rammt sich durch Luft und Zeit, greift mit einer Hand nach einem Siegesband, das es in ihrer Zukunft nirgends gibt. Ihre Münder sind aufgerissen, schlingen Atemluft in sich hinein und geben keine mehr heraus. Kein Fuß berührt den Boden, alle greifen weit aus über den Klee. Jede eine Eva, tollkühn und schwarz, die von Maria nicht entsündigt ist, gleichen sie Hirschgeißen in panischer Flucht, einer Sonne entgegenspringend, die gerade den Nebel aufgelöst hat. (S. 34)

Der Roman beginnt mit dem Ende, dem Tod der Frauen.

Die sich anschließenden Kapitel, je mit einem weiblichen Vornamen überschrieben wie „Marvis“, „Devine“, „Seneca“ und anderen mehr, lassen ihnen, den Opfern, ihre Geschichten zukommen, das, wovor sie einst geflohen sind, die großen und kleinen Ungeheuerlichkeiten des weiblichen Alltags. Da ist zum Beispiel Marvis, die ihre beiden Jüngsten, Zwillinge, auf dem Hintersitz ihres geliebten Cadillac in der Hitze ersticken läßt – ein Versehen, eine Nachlässigkeit in bedrückenden Alltagsverhältnissen, die zur tödlichen Falle werden. Sie flieht, die boshaften Gesichter ihrer anderen Kinder und ihres Mannes vor dem inneren Auge, in ihrem Wagen – ein erzähltes Stück *road movie* beginnt. Zufälliges Ziel ihrer verstörten Fahrt ist das von weiten Grassavannen umgebene Herrenhaus – bald ein Frauenhaus. Denn auch das reiche Mädchen Pallas von der Ost-Küste findet in dem Refugium Unterschlupf. Sie war nach dem Verrat ihres Liebhabers in einer wahren Odyssee barfuß durch das Land geirrt, in Erinnerung an den kalten Schlamm eines Teichs, in dem sie sich ertränken wollte, stumm geworden.

Auch Seneca, die sich ihre Verlassenheit als Wegenetze in die Haut einritz – Blutstraßen –, findet zum Kloster, ebenso die laszive Gigi und das Findelkind Consolata aus Portugal, die ihre hellsichtigen Augen hinter Sonnenbrillen verbirgt. Die Geschichten all dieser Frauen erzählt Morrison ganz ohne Larmoyanz, oft mosaikartig, sprunghaft, assoziativ, so daß sich der Leser nicht selten kriminalistisch auf die Spur der Geschehnisse zu begeben hat.

Im Kloster finden sie also zusammen. Die Frauen leben in den Tag hinein, verkaufen würzige Pfefferschoten aus dem Klostergarten und prügeln sich zuweilen bis aufs Blut. Es ist kein Paradies, zumindest nicht im Sinne einer harmonischen Utopie. Aber es ist ein Raum ohne Männer, auch wenn die versteinerten

Insignien einer heterosexuellen Geschlechterordnung die Wände des Herrenhauses schmücken – allerorten Frieze und Ornamente mit männlichen und weiblichen Genitalien. Dieses Leben ohne Männer wird den Aussteigerinnen zum Verhängnis. Das Böse, so die Meinung der Attentäter, das lauert bei „Frauen, denen ihre eigne Gesellschaft genug war, und das machte dieses Kloster zum Hexenhaus“ (S. 430). Morrison legt nach und nach die Physiognomie eines Sündenbockmechanismus frei, zeigt, wie immanente Konflikte einer Gemeinschaft über die gewalttätige Ausgrenzung des Anderen, des Fremden, des Weiblichen ‘gelöst’ werden, über den Mord.

Und sie zeigt, wie Gewalt sich fortzeugt, wie Unterwerfung, Sklaverei, Segregation und die Antwort darauf – die Gemeinschaft in Ruby hat sich gegen alles Fremde, zumal gegen alle Weißen eingeschworen – neue Rassismen produziert, auch den Rassismus der Schwarzen untereinander, die sich je nach Helligkeit oder Dunkelheit ihrer Haut voneinander abgrenzen. Denn die andere Geschichte, die Morrison in *Paradies* erzählt und die zunehmend in die Lebensläufe der Frauen eingeflochten wird, ist eben die der kleinen Ortschaft Ruby, eine Geschichte von Vertreibung, Exil und göttlicher Verheißung.

Neun Familien machen sich auf, verlassen ihre Heimatstadt Haven, einen Ofen aus Backstein, ihr Wahrzeichen, mühsam mit sich schleppend. Abgewiesen von anderen Farbigen, selbstverständlich auch von Weißen, von Tür zu Tür geschickt, durchwandern sie Oklahoma, bis eine göttliche Gestalt dem Exodus ein Ende setzt, den Platz bezeichnet, an dem Ruby, im übrigen ein Frauennamen, entstehen soll. In diesem Ort mit seinen breiten Straßen und den reinlichen Vorgärten wird die Vergangenheit, der Exodus in mythischen Erzählungen tradiert; es herrscht göttliches Recht und Ordnung. Die dekadenten Verlockungen der Zivilisation werden als pures Teufelszeug verdammt. Doch die Jugend begehrt auf, revoltiert gegen die puritanische Strenge – ein schwelender Generationenkonflikt, der mit dem Attentat im Kloster eskaliert. Die Autorin läßt in ihrer Chronik eines Dorfes deutlich werden, daß Trennung, welcher Couleur auch immer – die nach Hautfarbe oder Geschlecht – Gewalt erzeugt, ohne daß Morrison jedoch Alterität, Differenz aufkündigen würde. Und das in eindringlichen Bildern, die in ihren Farbigkeiten nicht selten an den magischen Realismus eines Lorca oder Donoso erinnern.

Am Schluß des Romans ist der Anfang wieder erreicht, das Attentat; der Kreis (der Gewalt) schließt sich. Doch erscheinen die ermordeten Frauen in einem Kapitel, das mit dem Namen „Rette-Marie“ überschrieben ist, hie und da noch einmal; sie werden für verlassene Mütter und Töchter für kurze Momente lebendig. Allerdings sind sie selbst beim Frühstück im Fast-Food-Restaurant

nicht mehr ganz von dieser Welt, sind Engel oder Erinnerter. Und dann gibt es das Paradies auf den letzten Seiten des Romans vielleicht doch noch, im visionären Gesang der blinden Seherin Consolata, die ihre Tochter im Schoß hält – eine Pietà vor blauem Meer.

Birte Giesler

Weibliche Erfahrung in der bürgerlich patriarchalen Ordnung als Voraussetzung weiblicher Subjektkonstitution

Karin Tebben: Literarische Intimität. Subjektkonstitution und Erzählstruktur in autobiographischen Texten von Frauen, Tübingen 1997 (A. Francke, 86,-- DM, 293 Seiten)

Karin Tebben analysiert in ihrer Dissertation Lebensbeschreibungen und Romane von vier Autorinnen: Fanny Lewald, Hedwig Dohm, Gabriele Reuter und Franziska zu Reventlow. Eigentlicher Untersuchungsgegenstand sind die „Strukturen lebensgeschichtlichen Erzählens“ (S. 14), wobei Lewalds *Jenny*, Hedwig Dohms *Sibilla Dalmar*, *Schicksale einer Seele* und Christa Ruland, Gabriele Reuters *Aus guter Familie*, *Leidensgeschichte eines Mädchens* und *Tränenhaus* sowie Franziska zu Reventlows *Ellen Ollestjerne* jeweils einer Einzelanalyse unterzogen werden.

Die Untersuchung befragt die fiktionalen Texte „nach dem autobiographischen Kern [...], seiner Literarisierung und der damit verbundenen Schreibintention der jeweiligen Schriftstellerin“ (S. 15). Dabei sei allen Romanen gemeinsam, daß die Grundproblematik von Ich und Welt zu einer dezidiert weiblichen Problematik wird: Die Konfrontation von Individuum und Gesellschaft habe hier den systematischen Ausschluß weiblicher Individualität und die Abhängigkeit des Menschen von seinem biologischen und sozialen Geschlecht zum Thema.

Weil die behandelten Lebensbeschreibungen sämtlich „eine innere Kontinuität von der konsequenten Ausrichtung des erinnerten Ich auf eine ganz besondere Bestimmung zur Schriftstellerin“ (S. 46) erhielten, gehen die Romananalysen davon aus, daß in ihnen das Autobiographische im Schreiben selbst liegt. Die im Titel angesprochene Subjektkonstitution ergibt sich wie die Einzelanalysen nachweisen also im Schreibprozeß. Dabei seien es die Tatsache, als weiblicher Mensch geboren zu sein, und die Erkenntnis, als Frau in der

Gesellschaft keine Stimme zu haben, die den Wunsch, zu schreiben und an das Interesse der Leserinnen zu appellieren, auslösten. Der Titel „Literarische Intimität“ meint deshalb auch nicht die literarische Beschreibung authentischer intimer Begebenheiten, sondern „den stillen Dialog von Autorin und LeserIn“ (S. 20) über spezifisch weibliche Erfahrung in der patriarchalen Ordnung. Der Begriff des ‘Autobiographischen’ ist hier also nicht als „Offenbarung des Autobiographischen im Dienste der Authentizität zu werten“ (S. 49f), sondern dahingehend, daß das im Text erscheinende Ich in der Gegenwart des Schreibaktes existiert und „zum Schauplatz der Selbstvergewisserung“ (S. 47) wird.

Die Arbeit diskutiert unterschiedliche Beiträge aus der Forschung zur Autobiographie- und Erzähltheorie und trennt auf dieser Grundlage in den Romanen konsequent zwischen unterschiedlichen „autobiographischen Instanzen“, „in deren Summe sich die historische Schriftstellerinnenpersönlichkeit zu erkennen gibt“ (S. 237). Diese dürfen jedoch keineswegs direkt mit der Person der Autorin identifiziert werden: „Nicht die Romanfigur, sondern ihre dezidiert ‘weibliche’ Problematik ist autobiographischer Natur“ (S. 242).

Tebben beschreibt ihren methodischen Zugriff auf die untersuchten Texte ausführlich und begründet ihr Vorgehen auch auf theoretischer Ebene gut nachvollziehbar. Der Beitrag liefert von daher zahlreiche Anregungen zur Theorie autobiographischen Schreibens und zur Reflexion des Verhältnisses zwischen Autor/in und literarischem Text. Gleichzeitig steckt der beständige Rückbezug auf das Subjekt der Autorin einer Betrachtung von fiktionalen Texten aber enge Grenzen. Wo die spezifisch weibliche Subjektkonstitution der Autorin den Ausgangspunkt und Rückbezug bildet, bezieht sich auch die Analyse der Erzählstruktur auf das Verhältnis von literarischer Aussage und „autobiographischem“ Gehalt, das heißt: Kristallisation weiblicher Lebensrealität und weiblichen Daseins unter patriarchalischen Bedingungen.

Daß Tebben – wie ich meine – zu Unrecht die mindere ästhetische Qualität der untersuchten literarischen Texte immer wieder betont, erscheint als eine direkte Folge ihrer eigenen Voraussetzungen. Auf den Inhalt und die Erfahrung dezidiert weiblicher Lebensrealität fixiert, kommen die untersuchten Romane als ästhetische Kunstformen, also als Literatur im eigentlichen Sinne, überhaupt nicht erst ins Blickfeld. So ist eine Untersuchung von Erzählstrukturen zwar angekündigt, die erzählerische Konstruktion, die innere Verfaßtheit und intertextuelle Bedeutungskonstitutionen der einzelnen Werke verfolgt die Untersuchung jedoch nicht. Der Interpretationsansatz, der beim Autorinnen-subjekt und dessen spezifisch weiblicher Erfahrung ansetzt, birgt so eine Gefahr, die für eine feministisch interessierte Literaturforschung letztlich äußerst kontraproduktiv wirken kann: Bleiben die ästhetischen Dimensionen von von Frauen verfaßten literarischen Werken außer acht, werden auch neue Untersuchungen nur das alte Credo von der ästhetischen Minderwertigkeit

künstlerischer Produkte von Frauen wiederholen. So fällt Tebben in bezug auf Hedwig Dohms *Schicksale einer Seele* das Urteil „zusammenhanglos und erzähltechnisch gequält“ (S. 111), wobei die erzähltechnische intertextuell hochkomplexe Konstruktion des Romans nicht berücksichtigt wird. Daß auch das Romanwerk von Hedwig Dohm, deren feministische Essayistik wegen ihrer Progressivität anerkannt und gefeiert ist, aus literaturwissenschaftlicher Perspektive erneut dem Verdikt der künstlerischen Minderwertigkeit unterworfen wird, kann traurig stimmen. Tebbens Arbeit erscheint, nachdem in der Dohm-Forschung ein Paradigmenwechsel gefordert und eingeläutet wurde: Gaby Pailer zeigt in ihrer 1994 erschienenen Dissertation zum erzählerischen Werk Dohms das hochgradig intertextuelle Schreibverfahren der radikalen Feministin und legt die frappierende Modernität und den ästhetischen Gehalt ihres Romanwerkes offen.

Angelika Saupe

Lebensfragen

Evelyn Fox Keller: *Das Leben neu denken. Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert*, München 1998, (Verlag Antje Kunstmann, 32,-- DM, 159 Seiten)

Wie entstehen die jeweils gültigen Definitionen von 'Leben'? Welche Wechselwirkungen bestehen zwischen innerwissenschaftlicher Entwicklung und außerwissenschaftlichen kulturellen Normen, technischem Fortschritt und dem unterschiedlichen Sprachgebrauch in den Fachdisziplinen und der Alltagswelt? In welcher Weise tragen die in naturwissenschaftlichen Diskursen verwendeten Metaphern zur Entwicklung erfolgreicher Forschungsprogramme bei? Diese Fragen bilden den Rahmen für Evelyn Fox Kellers Auseinandersetzung mit der Wirkungsweise von Metaphern bei der Produktion 'wissenschaftlicher Tatsachen', die sie anhand der Veränderungen des Lebensbegriffs in den biologischen Wissenschaften des 20. Jahrhunderts untersucht.

Die feministische Wissenschaftshistorikerin Fox Keller stellt die These auf, daß in den Naturwissenschaften verwendete Metaphern nicht lediglich einen beschreibenden oder umschreibenden Charakter haben, vielmehr könne ihnen eine direkte, Wissen produzierende Effizienz zugeschrieben werden. Hierin beruft sie sich auf J. L. Austins Sprechaktheorie, dessen Ansatz sie im Vorwort kurz skizziert. Nach Fox Keller besitzen manche Metaphern einen höheren Erkenntniswert als andere und damit einen größeren wissenschaftli-

chen Erfolg. In bestimmten Kontexten verdichtet sich ihre Wirksamkeit, weshalb ihre Verwendung nie beliebig ist.

Das Leben neu denken enthält drei aufeinander aufbauende Essays, welche Fox Keller zunächst 1993 als Vorträge am Critical Theory Institute – „der Hochburg des ‘anderen Denkens’ über Naturwissenschaft“ – wie sie einleitend schreibt –, entworfen hat. Ihr Anspruch, Grenzbereiche zu erkunden und zu überschreiten, richtet sich explizit an die etablierten Naturwissenschaften. Ihnen will sie eine umfassendere Einsicht vermitteln in die „Prozesse wissenschaftlichen Austauschs über jene Grenze zwischen Sprechen und Handeln hinweg, die Wissenschaftlern normalerweise als unerschütterlich und abgesichert gilt“ (S. 8).

Im ersten Kapitel untersucht Fox Keller die Leitmetapher des Gen-Diskurses: die ‘Genaktivität’. Dieser Begriff bestimme die Gene als Akteure, welche nicht nur den Organismus beleben, sondern auch seine Entstehung in Gang setzen können. Das Gen wird zugleich als ‘grundlegender Baustein’ wie das Atom in der Physik und als ‘belebende Kraft’ wie die platonische Seele (S. 28) gesehen. Diese Doppelgesichtigkeit des Gens habe einerseits seine ungeheure Erfolgsgeschichte im Kontext der aufstrebenden Molekularbiologie bewirkt, andererseits jedoch zu entscheidenden Ausgrenzungen der Embryologie als ehemals führender Disziplin bei der Erklärung der Lebensprozesse geführt.

Fox Keller rekonstruiert diese Wissenschaftsgeschichte auf eine fulminante Art, die den Widerstreit der unterschiedlichen Parteien auch als einen Konflikt zwischen ‘männlich’ und ‘weiblich’ konnotierten Sprachbildern lebendig werden läßt. Ihr oft etwas ketzerischer Stil läßt jedoch an einigen brisanten Textstellen die Genauigkeit der Darstellung vermissen, z. B. wenn die spannenden und kontroversen Überschneidungen bestimmter Paradigmen der Einzelwissenschaften eher beiläufig als explizit behandelt werden. Abschließend richtet Fox Keller den Blick auf die Motivationen und Denkstile von Forschergruppen. Damit werden auch die Möglichkeiten eines feministischen Eingreifens in die Produktion wissenschaftlichen Wissens implizit auf politische Interventionen fokussiert, während deren wissenschaftstheoretische Funktion im Dunkeln bleibt.

Gegenstand des zweiten Kapitels ist der Zwiespalt zwischen dem modernen Begriff von Leben und dem Theorem des Zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik. Nach Fox Keller findet sich dieser Zwiespalt im Bild des Gens als eines Homunculus, d.h. als Bild vom „kleinen Menschen im Menschen“. Dieses Bild führt sie ideengeschichtlich auf die Erklärung des Physikers Maxwell zurück: Nur ein „aufmerksames und geschicktes Wesen“ (S. 76) sei in der Lage, der Macht der Entropie, die das Leben bedroht, entgegenzuwirken. Der sogenannte Maxwellsche Dämon wird vornehmlich in technikinduzierten Metaphern wie

„Weichensteller“, „Steuermann“, „Strategie“ beschrieben. Damit liegt seine männliche Konnotation offen. Später findet Fox Keller ihn in den nur scheinbar entmystifizierten Erklärungen der Biologie wieder: so z. B. im Begriff des Codes, mit dem die Molekularstruktur der Gene als ausführendes ‘Organ’ des Lebens bestimmt wird. Der Maxwellsche Dämon ist nun als Gencode der „Geist in der molekularen Maschine des Lebens“ (S. 78). Fox Kellers Darstellung dieser Kontinuitätsgeschichte verwissenschaftlichter Mythen ist parallel dazu durchzogen von dem spannenden Streit zwischen sogenannten mechanizistischen und vitalistischen Erklärungsmodellen, die sich immer wieder kreuz und quer in den Einzeldisziplinen überlagern. Mit den entdeckten historischen Bezügen, die gespickt sind mit einer großen Menge an Originalzitaten, gelingt es ihr, ein weitergehendes Interesse an der feministischen wissenschaftshistorischen Forschung zu wecken.

Zum dritten Kapitel leitet Fox Keller mit der Bemerkung über, daß Denken und Leben als Reflexionspunkte menschlicher Subjektivität in den neueren Entwicklungen von der Informatik verdrängt wurden. Der Computer stehe heute im Mittelpunkt der Konstruktion eines neuen Körper- und Geistverständnisses. Die Begriffe ‘Botschaft’, ‘Information’, ‘Organisation’ und ‘Organismus’ erfahren eine explizite Bedeutungsverschiebung von ihrem gemeinsamen Fokus auf ‘Kommunikation’ hin zu einer komplexen Vorstellung von ‘Systemsteuerung’, die dem Ideal eines perfekten Managementstils entspricht. Somit bekommt die Kybernetik (S. 111) paradigmatischen Stellenwert. Die daran anknüpfende Darstellung der biologischen Erkenntnisfortschritte rankt sich um die Frage, wie sich der in der Kybernetik vorherrschende Trend zur Analyse komplexer Zusammenhänge am älteren Vorgehen der Biologie, nämlich der Suche nach jeweils möglichst einfachen Strukturen, abarbeitet. Als analytische Werte bedingen Einfachheit und Komplexität zwei verschiedene Welten und damit Denkschulen verschiedener Fachdisziplinen, so ihr Resultat.

Fox Kellers Auseinandersetzung mit dem Lebensbegriff kreist abschließend um die verschiedenen Vorstellungen von ‘Maschinen’ und ‘Organismen’, die sich seit den 60er Jahren entwickelten. Heute beginnen sich die Grenzen zwischen Informationsverarbeitung und Molekularbiologie endgültig aufzulösen, indem ‘Information’ zur Basismetapher für Leben, Geist und Körper in neuen Mischdisziplinen wird. Leider wird Fox Kellers Darstellung an dieser Stelle undeutlich, denn es werden lediglich schlaglichtartig allerlei Aspekte dieses Prozesses beleuchtet. Das animiert zwar zu freien Assoziationen, bietet den LeserInnen aber keine bestimmte Perspektive hinsichtlich der Reflexion feministischer Erkenntnisinteressen.

Insgesamt bewegt sich die Verfasserin mit ihrer – bisher wenig erprobten – metaphortheoretischen Auseinandersetzung auf eine geschickte Art zwischen

den wissenschaftstheoretischen Positionen der sogenannten Widerspiegelungstheorie, welche naturwissenschaftliche Erkenntnisse als reine Abbildung gesellschaftlicher Prozesse darstellt, und den dieser gegenüberstehenden Theorie eines rein immanenten Wissenschaftsfortschritts, welche außerwissenschaftliche Einflüsse strikt dementiert. Fox Kellers eigener Nachweis des Zusammenspiels gesellschaftlicher Faktoren und interner Strukturen – einschließlich der besonderen Bedeutung von Metaphern als notwendigem Produktivitätskern – ist jedoch eher beschreibend und wird nicht explizit wissenschaftstheoretisch verortet. Er bietet somit alle Möglichkeiten für weiteren – produktiven – Streit. Das sich durch umfangreiche Sachkenntnis und beeindruckenden interdisziplinären Forscherinnengeist auszeichnende Buch läßt wünschen, daß weitere solch spannende Wissenschaftsgeschichten erzählt werden. Denn die Frage des Lebens wird sich uns – gerade vor dem Hintergrund des von Fox Keller diagnostizierten Verlustes unserer vertrauten 'biologischen' Körper – immer wieder neu stellen. Anzumerken bleibt noch, daß dem Kunstmann Verlag eine sehr ansprechende Gestaltung dieses kleinen Essay-Bandes gelungen ist.